

Der Artikel widmet sich Verwendungsweisen der Abkürzung s. (siehe), um auf diese Weise einen Beitrag zur Konturierung aktueller Forschungspraxis zu leisten. Hierbei werden verschiedene Facetten expliziten und impliziten Wissens von Forschenden deutlich, die unter anderem Praktiken des Verweissens und Aufforderns sowie parasoziale Subjektinteraktionen und -konstellationen betreffen.

Die Abkürzung **s.** kommt in Forschungskontexten zum Einsatz, wenn auf einen Aspekt inner- oder außerhalb eines Beitrags verwiesen wird. Dabei zeigt sich in der Semantik des Begriffs, dass die Abkürzung nicht dazu geeignet ist, etwas zu exemplifizieren (wie etwa im Falle von *beispielsweise*), zu erklären (*das heißt*) oder zu belegen (*vergleiche*). Als Imperativ ist ihr vielmehr eine Aufforderung inhärent. Es bleibt hierbei offen, inwiefern dieser Aufforderung gefolgt wird, sodass **s.** auf Seiten der Forschenden auf imaginativer Bedeutungsebene verharrt. Bereits hieran zeigen sich spezifische Subjekt-konstellationen (Textproduzierende und Textrezipierende), die einer genaueren Betrachtung wert sind, weil sie Implikationen für Forschung im Sinne von *doing research* zu haben scheinen. Komplexere und thematisch weiter zugespitzte Subjektbeziehungen bringt die Abkürzung in Bezug auf Bildanalysen zum Vorschein. Wie mit Imdahls (1996) Differenzierung von wiedererkennendem und sehendem Sehen deutlich wird, lassen sich bildanalytisch durchaus verschiedene Vorstellungen mit der Aufforderung *siehe* verbinden. Zudem werden die in medienbezogenen Forschungen analysierten (Körper-)Bilder häufig für verschiedene Adressat*innen sichtbar gemacht: Forschende adressieren mit dem analysierten Bild die wissenschaftliche Community; Abgebildete hingegen zeigen sich einem gänzlich anderen (imaginierten) Publikum. Die sich dadurch ergebenden Verschränkungen und Widersprüche lassen sich ausgehend von der in Publikationen zum Verweis auf ein Bild verwendeten Abkürzung **s.** herausarbeiten.

Zu Beginn dieses Beitrags werden auf expliziter Ebene die konkreten Verwendungskontexte der Abkürzung **s.** im transdisziplinären Feld der Forschung mit/zu/über Medien gesammelt und dargelegt. Im zweiten Schritt erfolgt eine Befragung der Abkürzung hinsichtlich ihrer impliziten Bedeutungen für die Forschungspraxis. Auf dieser tieferliegenden Sinnebene steht die Frage im Zentrum, *wie* durch das Schreiben von **s.** Forschungswirklichkeit im Sinne eines *doings* hergestellt wird und inwiefern sich Aspekte eines Wissenschaftler*innen-Habitus darin dokumentieren. Im dritten Teil wird der Bezug zu einem konkreten Gegenstand und methodischen Ansatz hergestellt: Die Analyse von Bildpraktiken

Jugendlicher auf Social-Media-Plattformen, wie ich sie in meiner Dissertation *Visuelle Biografearbeit* (Kramer 2020) umgesetzt habe. Entlang dieser Studie wird diskutiert, welche Implikationen die Forscher*innen-Aufforderung *siehe* für die Konstellation der verschiedenen beteiligten Subjekte hat.

Explizite Sinnebene: Verwendungskontexte

Hinweise darauf, in welcher Häufigkeit, in welchen Wortkombinationen und an welchen Stellen **s.** in forschungs-, theorie-, praxisorientierten Schriften zum Einsatz kommt, gibt zunächst die systematische Suche in einschlägigen Publikationen. Hierzu wurden jeweils die zum Zeitpunkt des Erstellens dieses Beitrags neuesten Ausgaben von sechs Zeitschriften beziehungsweise Jahrbüchern aus den Bereichen Medienpädagogik, Medienwissenschaften und Kunsttheorie gesichtet.¹ Als Auswahlkriterien fungierten somit die Aktualität der Diskurse und die Einschlägigkeit für verschiedene Disziplinen mit explizitem Medienbezug.² Es ergab sich ein Korpus von 120 Einzelbeiträgen, worin *siehe* signifikant häufiger verwendet wurde als **s.** (56-mal versus 185-mal).³ Disziplinspezifische Unterschiede fielen in der Sichtung des Datenkorpus nicht auf. Auffällig war hingegen, dass hinsichtlich der Einsatzhäufigkeit die beiden Extreme überwogen: Im Gros kam **s./siehe** entweder gar nicht oder aber sehr häufig vor. Dabei befanden sich beide Varianten nur äußerst selten im Fließtext. Mit wenigen Ausnahmen stand **s.** in einer Klammer, die am Ende des Satzes gesetzt war, oder wurde im Rahmen von End- oder Fußnoten angewandt.

Über diese deskriptiv-quantifizierenden Erkenntnisse hinaus ließen sich verschiedene Wortkombinationen ausmachen, die in vier inhaltlich strukturierte Cluster eingeteilt werden können. Die Bildung und Benennung dieser Cluster geht dabei über eine reine Reformulierung des Gelesenen hinaus, indem den Textproduzierenden bereits gewisse Handlungsmotive unterstellt werden. Während ich die Intentionen der Wissenschaftler*innen nicht zu rekonstruieren vermag – zumal ohne jegliche verbale Kontextualisierung ihrerseits –, geht es an dieser Stelle um eine Annäherung an

„institutionalisierte und in diesem Sinne normierte zweckrationale Ablaufmuster oder Erwartungsfahrpläne, d.h. ‚Um-zu-Motive‘ des Handelns (im Sinne von Alfred Schütz 1974: 163 u. 1971a: 77), nach deren Logik auch unsere Alltagstheorien, die Common Sense-Theorien, aufgebaut sind“ (Bohnsack 2018b: 183).

In diesem Sinne lassen sich mit der Verwendung von **s.** oder *siehe* folgende Um-zu-Motive, das heißt Erwartungen an das Forscher*innenhandeln, verbinden:

- a) Um auf einen Aspekt im selben Text zu verweisen, wird **s.** oder *siehe* in Verbindung mit Lokaladverbien (*s. oben, unten*), Sinneinheiten des Textes (*s. Kapitel, Abschnitt, Anhang, Fußnote*) oder Visualisierungselementen (*s. Bild, Abbildung, Tabelle*) genutzt. Selten wird auf einen Teil einer Abbildung oder Tabelle verwiesen.
- b) In den Wortkombinationen *s. dazu, s. hierzu, s. vor allem, s. auch, s. unter anderem, s. beispielsweise, s. exemplarisch, s. etwa* oder *s. aber* sowie einer anschließenden Literaturangabe wird **s.** genutzt, um auf eine externe Quelle zu verweisen, die das Geschriebene zuvor behandelt hat oder ähnlich behandelt.
- c) Um nicht nur allgemein auf eine externe Quelle, sondern konkreter auf die mit deren Lektüre verbundenen Möglichkeiten zu verweisen – beispielsweise die Vertiefung eines genannten Aspekts – kommt **s.** oder *siehe* in verschiedenen Formulierungen zum Einsatz: *für ein Beispiel s., für erste Anregungen s., zur Reflexion s., für einen Überblick s., für eine ausführliche Darstellung s.*
- d) Vereinzelt wird **s.** oder *siehe* gebraucht, um auf Phänomene, Diskurse oder Theoriemodelle zu verweisen, welche für die Argumentation passend oder interessant erscheinen. Da es jedoch der Rahmen des Einzelbeitrags nicht erlaubt, diese ausführlich darzustellen, wird lediglich ein knapper Verweis gesetzt (*s. Modell XY*).

Über die vier Cluster hinweg wurde in der Analyse der Verwendungskontexte deutlich, dass die hier im Zentrum stehende Abkürzung eine des (Quer-) Verweises ist und sich diese direkt an die Lesenden richtet. Ausgehend von diesen expliziten Verwendungskontexten und den daraus abgeleiteten Um-Zu-Motiven stellt sich nun die Frage nach ihren impliziten Bedeutungsgehalten.

Implizite Sinnenebene: Herstellung von Forschungswirklichkeit

Wie wird Forschungspraxis performativ hervorgebracht? In der Verwendung von **s.** dokumentieren sich zunächst übergreifende Strukturmerkmale von wissenschaftlichen Publikationen. Verweise auf Abschnitte und Kapitel verdeutlichen die gängigen Strukturierungseinheiten von Texten, die idealiter jeweils eine Sinneinheit ergeben. Hinzu kommen illustrativ eingesetzte Abbildungen (auch **Abb.**, Wolf-

garten 2023) oder Tabellen (auch **Tab.**, Klein 2023). In der Kombination mit Lokaladverbien wird darüber hinaus eine bildhaft-räumliche Vorstellung des wissenschaftlichen Textes suggeriert. So ist die Rede von einem Oben und einem Unten (auch ohne, dass sich das Gelesene auf derselben Seite befinden muss) etabliert, was aufgrund der Sequenzialität sprachlich-diskursiver Ausdrucksweisen zunächst irritiert. Im Falle gedruckter Publikationen setzt das Lesen eher eine Bewegung des Blätterns voraus, weshalb die Rede von *siehe vorne* und *siehe hinten* adäquater erschiene. *Oben* und *unten* verweisen hingegen auf die digitale Herstellungs- und Rezeptionspraxis der Werke sowie die damit verbundene Bewegung des Scrollens. Von der Möglichkeit des Setzens von Hyperlinks wird in den meisten Online-Publikationen hingegen (noch) kein Gebrauch gemacht.

Ein weiterer Aspekt, der durch die genauere Betrachtung von **s.** ersichtlich wird, ist die Einigung der Forschungsgemeinschaft auf einen gewissen Zeichenumfang von wissenschaftlichen Publikationen. Die Zeichenbegrenzung greift nicht nur bei Print-, sondern auch bei Open-Access-Publikationen, sodass sich darin (über Verlagsvorgaben hinaus) fachliche Konventionen der Forschungspraxis dokumentieren. An der Verwendung von **s.** wird dieser Punkt deutlich, weil der Zeichenrahmen durch knappe *siehe-hierzu*-Verweise auf vertiefende Quellen und Diskurse imaginativ erweitert wird. Auf diese Weise kann die Komplexität eines behandelten Forschungsthemas verdeutlicht werden, ohne sich der Konvention einer leser*innenfreundlichen Textlänge zu widersetzen.

Zuletzt ist auf impliziter Ebene der Aufforderungscharakter des Imperativs *siehe* bedeutsam. So werden die Lesenden dazu angehalten, ihren Blick auf eine bestimmte Stelle zu richten oder sich weitere empfohlene Literatur zu beschaffen und zu lesen. Durch diese Rhetorik der Ansprache treten die publizierenden und rezipierenden Wissenschaftler*innen miteinander in eine Interaktionssituation, die im übertragenen Sinne als parasozial (Wegner 2008) verstanden werden kann. So bildet der Umgang der rezipierenden beziehungsweise adressierten Leser*innen mit der konkreten Aufforderung *siehe* auf rein imaginativer Ebene einen „singuläre(n) Akt“ (ebd.: 294), der keiner Reziprozität bedarf.

Dass **s.** in den meisten Publikationen entweder häufig oder nicht verwendet wird, weist darauf hin, dass die beschriebenen Aspekte eines Wissenschaftler*innen-Habitus zwar als kollektiv zu verstehen sind, aber die textproduzierenden Praktiken nicht gleichermaßen für alle Forschenden zutreffen. Dies verdeutlicht die wenig verwunderliche Tatsache, dass neben der Forschungsgemeinschaft weitere

– hier nicht zu spezifizierende – konjunktive Erfahrungsräume (Mannheim 1980) Erklärungskraft für die Schreibpraxis von wissenschaftlich Publizierenden entfalten. Während somit Fragen zur konkreten Einordnung der Abkürzung *s.* offen bleiben (müssen), erfolgt im folgenden Abschnitt eine detailliertere Kontextualisierung und Reflexion von *s.* anhand einer eigenen, exemplarisch angeführten Studie.

Subjektkonstellationen am Beispiel einer bildanalytischen Studie

Siehe, sehen, Sichtbarkeit: Welche Implikationen bringt die Abkürzung *s.* für die Forschungspraxis mit sich, wenn wir uns bildbezogenen Studien zuwenden, wenn also die Verwendung von *siehe Abbildung* darauf verweist, dass ein Bild gezeigt und gesehen werden soll? Seit dem Einläuten eines *iconic turn* (Boehm 1994) oder *pictorial turn* (Mitchell 1994) in den 1990er Jahren nimmt die Beschäftigung mit Bildern interdisziplinär zu. Die proklamierten Wendungen waren dabei nicht allein als Zeitdiagnostiken im Sinne eines Bedeutungszuwachses von Bildern für die Gesellschaft gemeint (Burda 2010), sondern unterstrichen vor allem die Notwendigkeit, der Vielfalt und Allgegenwart von Bildern in ihrer Bedeutung für das menschliche Denken und Handeln wissenschaftlich Rechnung zu tragen. Im Zuge der anschließenden interdisziplinären Projekte der Bildwissenschaften (Belting 2001; Sachs-Hombach 2006) und Visual Cultural Studies (Edwards 2009; Van House 2011) stand dementsprechend die methodologische Weiterentwicklung bildtheoretischer und bildanalytischer Zugänge im Zentrum. Davon blieb auch der medienpädagogische Diskurs nicht unberührt, so dass vermehrt gefordert wurde, Bilder – vor allem Fotografien – in ihrer Relevanz für die kulturellen Alltagspraktiken von Kindern und Jugendlichen zu erforschen (Niesyto 2001; Moser 2005).

Meine sich in diese Argumentationslinie einreihende Dissertationsstudie widmete sich der medienbiografischen Rekonstruktion von Smartphone-Fotopraktiken in der Adoleszenz (Kramer 2020). Medien und Biografien werden hierbei als sich wechselseitig bedingende Konstrukte verstanden (Vollbrecht 2015), sodass einerseits nach dem Anteil fotografischer Praxis an der Entwicklung biografischer, narrativer Identität (Ricœur 1987/2005) gefragt wird; andererseits entfaltet die Studie ein Verständnis der gegenwärtigen Fotopraktiken in ihrer biografischen Genese. Im Rahmen der Erhebung von Interviews mit 12- bis 17-jährigen Jugendlichen wurden deren Social-Media-Profile gemeinsam betrachtet. Initiiert durch Interviewfragen nach den Geschichten

hinter den Bildern wurden Narrationen zur alltäglichen Bildpraxis der Heranwachsenden evoziert. Die Erhebung der zu analysierenden Bilder fand eingebettet in diese Interviewsituation statt. So bat ich die Jugendlichen darum, fünf Fotografien aus ihren eigenen Profilen auszuwählen und als persönlich wichtig zu autorisieren. Mit dem Ziel, nicht allein die Bilder, sondern ebenfalls die Bildkontexte in Form von Erweiterungen und Kommentierungen auf der jeweiligen Plattform zu analysieren, bot sich ein handhabbarer Zugang zu diesen digitalen Spuren über Screenshots. Bei solchen nicht-reaktiven Datenmaterialien fungiert nicht die interviewende Person als Adressat*in der Selbstdarstellung, sondern die authentischen Kommunikationspartner*innen im Feld (Kammerl 2005: 146). Bilder, auf die ich in meiner Studie mit *s.* verweise, sind damit nicht erst für die Forschung entstanden, sondern zeigen die Jugendlichen in ihrer Sichtbarkeit in Social Media. In der Interpretation der Text- und Bilddaten kam die Dokumentarische Methode (Bohnsack 2017) mit Erweiterungen hinsichtlich der Social-Media-Analyse (Schreiber/Kramer 2016) zum Einsatz. Im Folgenden werden an die skizzierte Studie – in der ich *siehe* sehr häufig (190-mal) und im Sinne aller vier genannten Um-zu-Motive gebraucht habe – Reflexionsfragen gestellt, die den Bezug zur Abkürzung *s.* und die damit verknüpfte *doing research* herstellen sollen.

Erstens lässt sich danach fragen, *auf welche Weise sich die abgebildeten Bildproduzent*innen sichtbar machen*.⁴ Sichtbarmachung und Selbstthematization können auf Social-Media-Plattformen als Norm angesehen werden. Insbesondere Jugendliche nehmen eine spezifische Art der Sichtbarmachung – schön, optimiert, alltagsnah, intim – als Erwartungserwartung an sich wahr, welche im Anschluss an Goffmans Konzept sozialer Identität als „Identitätsnormen“ (Goffman 1967: 161) gefasst werden können. Diese konstituieren für Heranwachsende eine „Schein-Normalität“ (ebd.: 122), zu der sie sich unterschiedlich verhalten. Mit einer distinktiven Haltung wird sich von einigen Jugendlichen engagiert von der antizipierten Fremdentifizierung als typische Jugendliche abgegrenzt. Sie orientieren sich in ihrer Fotopraxis an Authentizität und Individualität, Diskretion, Selbstbestimmtheit und Kreativität. Sich dieser Orientierung entgegenzusetzen, ist eine Form der Sichtbarmachung, die als normkonform bezeichnet werden kann. So richtet ein Teil der Jugendlichen ihre Praxis an den Konventionen aus und strebt nach der Aneignung von Körperposen, wie sie in sozialen Medien normierend kursieren. Eine weitere Art und Weise, sich durch fotografische Repräsentationen sichtbar zu machen, ist jene der Risikominimie-

rung. Diese Jugendlichen können sich der Norm der Sichtbarmachung nicht entziehen, doch versuchen sie – stets in der Befürchtung, der Kritik anderer Jugendlicher ausgesetzt zu sein – in ihren Selbstpräsentationen möglichst wenig preiszugeben (Kramer 2020: 279ff.).

Aus einer anderen Perspektive heraus stellt sich zweitens die selbstreflexive Frage, auf welche Weise ich die Beforschten sichtbar mache. Als Forscherin zeige ich aus forschungsethischen Gründen ausschließlich anonymisierte Körperbilder. Eine ethische Reflexion ist in den letzten Jahren immer stärker in den Fokus der wissenschaftlichen Diskurse gerückt (Flick 2017; Roth/Unger 2018). Dies erscheint insbesondere aufgrund der Selbstregulierung der wissenschaftlichen Community höchst relevant (Roth/Weishaupt 2012: 407). Qualitative Sozialforschung und rekonstruktive Bildanalysen erfordern durch ihre starke Bindung an den individuellen Einzelfall und die vergleichsweise schwierige Anonymisierung in besonderem Maße einen sensiblen Umgang mit personenbezogenen Daten. Ein *informed consent* sowie die Sparsamkeit in Bezug auf Fallbeispiele in Publikationen und Präsentationen (DGfE 2006: 34) sind nur einzelne Bausteine eines ethischen Begründungs- und Handlungsrahmens. Die Art und Weise der Sichtbarmachung hängt darüber hinaus stark vom gewählten Analyseverfahren ab. Denn Bilder, auf die in Publikationen mit *siehe* verwiesen wird, sollen in der Regel beschriebene (Bild-)Interpretationen transparent und intersubjektiv überprüfbar machen. Die Dokumentarische Methode der Bildinterpretation, wie sie in meiner Studie zum Einsatz kam, wurde von Ralf Bohnsack auf Grundlage der Wissenssoziologie Mannheims (1928/1970) und des kunstgeschichtlichen Ansatzes der Ikonografie/Ikonologie Erwin Panofskys (1975) entwickelt. Zentrales Anliegen des methodischen Ansatzes ist es, „der Eigenlogik des Bildlichen, des Ikonischen Rechnung zu tragen“ (Bohnsack/Geimer 2019: 776). Hierzu wird die Analyse der Formalstruktur, wie sie Max Imdahl in seiner Ikonik herausarbeitete, als hilfreich angesehen. Während vorikonografische und ikonografische Interpretationen dazu dienen, ein wiedererkennendes Sehen im Sinne der Identifikation von Gegenständen, Personen und sozialen Szenarien transparent zu machen, wird mit der Betrachtung der Ganzheitlichkeit und der formalen Gesamtcomposition des Bildes der Zugang zum sehenden Sehen angestrebt (Imdahl 1996: 432ff.). Wenn *s.* auf ein Bild als Interpretationsbeispiel verweist, so bleibt auf expliziter Ebene zunächst offen, auf welche Weise die Rezipient*innen sehen sollen. Implizit wird jedoch zum sehenden Sehen angeregt. Dies zeigt sich auch daran, dass – wie es in der Do-

kumentarischen Methode der Bildinterpretation angelegt ist – von mir als Forscherin (Feld-)Linien in die Bilder der Jugendlichen eingezeichnet werden, die verschiedene Interpretationen stützen. Die Rezipient*innen werden somit nicht allein darauf verwiesen, eine Jugendfotografie anzusehen, sondern vor allem darauf, meine interpretative Bearbeitung ebendieser zu erfassen.

Drittens stellt sich mir in Anbetracht der Studie die Frage, *welche Subjektkonstellationen sich durch die Verwendung von s. ausmachen lassen*. Forschungspraxis ist soziale Praxis, in der verschiedene Subjekte miteinander in Beziehung treten und in je spezifischer Weise zur Herstellung von Forschungswirklichkeit beitragen. Am Beispiel der skizzierten Studie ließen sich bereits Praktiken der beforschten Jugendlichen sowie meine Praktiken als Forscherin aufzeigen. Die Jugendlichen adressierten mit ihren Bildern ihre persönlichen Öffentlichkeiten (Schmidt 2009). Im Rahmen der Interviewerhebung autorisierten sie für mich eine bestimmte Bilderauswahl, sodass ich im Nachhinein durchaus auch als Adressatin der Fotografien zu verstehen bin.⁵ In Publikationen veröffentlichte ich Bildbeispiele mit dem antizipierten Publikum der wissenschaftlichen und praxisnahen Öffentlichkeit meines Fachs. Was die wissenschaftliche Community liest und worauf sie mit *s.* verwiesen wird, ist dabei eine interpretativ gerahmte und typisierte sowie durch eingezeichnete Linien fokussierte Form eines Bildes im Social-Media-Kontext. Der forschungsethische Handlungsrahmen dieser Prozesse charakterisiert sich als ein Spannungsfeld zwischen dem Recht der *Beforschten* auf Anonymität, dem Interesse der *Forschenden* an aussagekräftigen Interpretationsbeispielen sowie der Erwartung der *Rezipient*innen* einer visuell-anschaulichen Form der Ergebnisdarstellung.

Schlussfolgerungen: Konturierung der Forschungspraxis durch s.

Der Artikel widmete sich Verwendungsweisen der Abkürzung *s.*, um auf diese Weise einen Beitrag zur Konturierung aktueller Forschungspraxis zu leisten. Hierbei wurden verschiedene Facetten expliziten und impliziten Wissens von Forschenden deutlich, die unter anderem Praktiken des Verweisens, des Aufforderns sowie parasoziale Subjektinteraktionen und -konstellationen betreffen. Am Beispiel einer eigenen Studie, die sich dem Medium der Fotografie als Forschungsgegenstand und Datenmaterial widmete, zeigten sich zudem Aspekte, die sich primär auf die Sichtbarmachung für verschiedene Kontexte sowie das wiedererkennende oder sehende Sehen beziehen. Für diesen letzten Argumentationsschritt des

Beitrags wurde eine rückblickende und fokussierte Auseinandersetzung mit der eigenen empirischen Forschungspraxis erforderlich, wodurch die besondere Relevanz einer wissenschaftlichen Selbstreflexion unterstrichen wird. Die Gesamtargumentation dieses Textes an einem einzelnen Buchstaben und einem Punkt entlang zu zeichnen, war dabei zugleich irritierend und erhellend – auch dies macht Wissenschaft im Sinne eines *doing research* aus.

Anmerkungen

- 1 Es handelt sich um folgende Publikationen: Jahrbuch Medienpädagogik, 17; Medienpädagogik – Zeitschrift für Theorie und Praxis der Medienbildung, 41; Ludwigsburger Beiträge zur Medienpädagogik, 20; Medienimpulse, 58(4); Zeitschrift Kunst Medien Bildung, Sammlung vom 1.9.2020; Zeitschrift für Medienwissenschaft, 2020(2).
- 2 Vor dem Hintergrund einer notwendigen Begrenzung des Umfangs und Reduktion von Komplexität müssen weitere durchaus relevante Publikationsorgane an dieser Stelle unberücksichtigt bleiben.
- 3 Wenngleich sich dieser Beitrag explizit mit der Abkürzung **s.** befasst, wird die häufig zu findende, ausgeschriebene Form *siehe* ohne weitere Differenzierung mitbehandelt.
- 4 Mit der Differenzierung von abbildenden und abgebildeten Bildproduzent*innen macht Bohnsack (2018a) darauf aufmerksam, dass sowohl Fotografiere als auch Fotografierte am entstehenden Bild beteiligt sind.
- 5 Eine methodologische Reflexion dieses Aspekts der Erhebung ist nachzulesen in Kramer (2020: 146f.).

Referenzen

- Belting, Hans (2001). *Bild-Anthropologie. Entwürfe für eine Bildwissenschaft*. München: Fink.
- Boehm, Gottfried (Hg.) (1994). *Was ist ein Bild?* München: Fink.
- Bohnsack, Ralf (2017). *Praxeologische Wissenssoziologie*. Opladen et al.: UTB.
- Bohnsack, Ralf (2018a). Bildinterpretation. In Ders./Alexander Geimer/Michael Meuser (Hg.), *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*, 4. Aufl. Opladen et al.: UTB, 18–23.
- Bohnsack, Ralf (2018b). Orientierungsmuster. In Ders./Alexander Geimer/Michael Meuser (Hg.), *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*, 4. Aufl. Opladen et al.: UTB, 183–184.
- Bohnsack, Ralf/Geimer, Alexander (2019). Dokumentarische Medienanalyse und das Verhältnis von Produkt und Rezeption. In Thomas Knaus (Hg.), *Forschungswerkstatt Medienpädagogik: Projekt – Theorie – Methode*. Bd. 3. München: Kopaed, 775–816.
- Burda, Hubert (Hg.) (2010). *In medias res. Zehn Kapitel zum Iconic Turn*. München: Petrarca.
- DGfE (2006). Anonymisierung von Daten in der qualitativen Forschung: Probleme und Empfehlungen. *Erziehungswissenschaft*, 17(32), 33–34.
- Edwards, Elizabeth (2009). Thinking Photography beyond the Visual? In Jonathan J. Long/Andrea Noble/Edward Welch (Hg.), *Photography. Theoretical Snapshots*, London: Routledge, 31–48.
- Flick, Uwe (2017). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*, 8. Aufl. Reinbek: Rowohlt.
- Goffman, Erving (1967). *Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Imdahl, Max (1996). *Reflexion, Theorie, Methode*. Bd. 3. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Kammerl, Rudolf (2005). *Internetbasierte Kommunikation und Identitätskonstruktion. Selbstdarstellungen und Regulatorisierungen 14- bis 16-jähriger Jugendlicher*. Hamburg: Dr. Kovac.
- Klein, Kristin (2023). Tab. In Sandra Hofhues/Konstanze Schütze (Hg.), *Doing Research*. Bielefeld: Transcript, 352–359.
- Kramer, Michaela (2020). *Visuelle Biografiearbeit. Smartphone-Fotografie in der Adoleszenz aus medienpädagogischer Perspektive*. Baden-Baden: Nomos.
- Mannheim, Karl (1928/1970). Das Problem der Generationen. In Ders. (Hg.), *Wissenssoziologie: Auswahl aus dem Werk*, 2. Aufl. Neuwied et al.: Luchterhand, 509–565.
- Mannheim, Karl (1980). *Strukturen des Denkens*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Mitchell, William J. T. (1994). *Picture Theory: Essays on Verbal and Visual Representation*. Chicago: University of Chicago Press.
- Moser, Heinz (2005). Visuelle Forschung – Plädoyer für das Medium „Fotografie“. *Medienpädagogik* (9), 1–27.
- Niesyto, Horst (Hg.) (2001). *Selbstaussdruck mit Medien. Eigenproduktionen mit Medien als Gegenstand der Kindheits- und Jugendforschung*. München: Kopaed.
- Panofsky, Erwin (1975). *Sinn und Deutung in der bildenden Kunst. Meaning in the Visual Arts*. Köln: DuMont.
- Ricœur, Paul (1987/2009). Narrative Identität. In Peter Welsen (Hg.), *Paul Ricœur. Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze (1970–1999)*. Hamburg: Meiner, 209–226.
- Roth, Wolff-Michael/Von Unger, Hella (2018). Current Perspectives on Research Ethics in Qualitative Research. *FQS*, 19(3), Artikel 33.
- Roth, Wolff-Michael/Weishaupt, Horst (2012). Forschungsethik. In Klaus-Peter Horn/Heidemarie Kemnitz/Winfried Marotzki/Uwe Sandfuchs/Karl-Heinz Arnold (Hg.), *Klinkhardt Lexikon*, Bd. 1. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 407–408.
- Sachs-Hombach, Klaus (2006). *Bild und Medium. Kunstgeschichtliche und philosophische Grundlagen der interdisziplinären Bildwissenschaft*. Köln: Halem.
- Schmidt, Jan-Hinrik (2009). *Das neue Netz. Merkmale, Praktiken und Folgen des Web 2.0*. Konstanz: UVK.
- Schreiber, Maria/Kramer, Michaela (2016). „Verdammt schön.“ Methodologische und methodische Herausforderungen der Rekonstruktion von Bildpraktiken auf Instagram. *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 17(1, 2), 81–106.
- Van House, Nancy (2011). Personal Photography, Digital Technologies and the Uses of the Visual. *Visual Studies*, 26(2), 125–134.
- Vollbrecht, Ralf (2015). Der medienbiographische Ansatz in der Altersmedienforschung. *Medien und Altern*, 6, 6–18.
- Wegener, Claudia (2008). Parasoziale Interaktion. In Uwe Sander/Friederike von Gross/Kai-Uwe Hugger (Hg.), *Handbuch Medienpädagogik*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 294–296.
- Wolfgarten, Tim (2023). Abb. In Sandra Hofhues/Konstanze Schütze (Hg.), *Doing Research*. Bielefeld: Transcript, 62–71.

